OBERÖSTERREICHISCHE HEIMATBLÄTTER

49. Jahrgang 1995 Heft 4

Herausgegeben vom Institut für Volkskultur

Roman Sandgruber
Heimat – Geschichte und Aktualität eines Begriffes 287

Gerhart Marckhgott
Zeitgeschichte und Heimatforschung 300

Michael John
Fremde Heimat Oberösterreich: Die italienischen Ziegelarbeiter – ein vergessenes Erbe der Monarchie 310

Georg Wacha
Linz unter Maximilian I. (2)
Humanisten und Künstler in Linz 322

Arnold Blöchl
Anton Ritter von Spaun – ein Pionier der Volkskultur und Volksmusik 359

Otto Kampmüller
Die Ottensheimer Überfuhr zu Kriegsende 1945 370

Ludwig Windtner
95 Jahre Amateurfotografie in Oberösterreich 384

Ein „Nachruf" auf die Heimatpflege – Dietmar Assmann 399

Schwanthaler-Krippen – Sieglinde Baumgartner 401

30 Jahre OÖ. Landesausstellungen und was davon bleibt – Erwin Garstenauer 404

Die Baumeister und Stukkateure von Ried im Traunkreis – Friedrich Thoma 405

„Der alte Angriff auf die neue Stadt" – Stefan Lueginger 408

Volkskultur aktuell 410

Buchbesprechungen 412

Zeitgeschichte und Heimatforschung*

Gerhart Marckhgott

Als das OÖ. Landesarchiv eingeladen wurde, sich an dem Festival der Regionen „Heiße Heimat" zu beteiligen, gab das Motto des Festivals den Inhalt gewissermaßen vor: „Heimat" wird im Landesarchiv traditionell assoziiert mit den Heimatforscherinnen und Heimatforschern, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Geschichte ihrer näheren Umgebung oder einzelne Aspekte davon genauer unter die Lupe zu nehmen und die Ergebnisse ihrer Forschungen in der Regel auch durch Veröffentlichung bekannt zu machen – sei es zur Freude oder Erbauung, sei es zum Anstoß oder gar Ärgernis mancher. Die Eigenschaft „heiß" sollte eigentlich einem Archiv in jeder Weise fremd sein, denn heiße Temperaturen gefährden und zerstören das Archivgut, heiße Diskussionen gehören auch nicht hierher – das Archiv ist ja gewissermaßen neutral. Aber das ändert nichts daran, daß es heiße Themen, heiße Materialien gibt – und die stammen fast alle aus dem Bereich der Zeitgeschichte. Es lag also nahe, einmal die Verknüpfung dieser archivspezifischen Zugänge zu „Heimat" und „heiß" zu versuchen.

Eine gewisse Spannung ergibt sich daraus, daß die traditionelle Grundtendenz der Heimatforschung eher konservativ im Sinne von bewahrend, konsensorientiert ausgerichtet ist, während die Zeitgeschichte als geschichtswissenschaftlicher Zweig sich eher progressiv versteht im Sinne der Hinterfragung bestehender Geschichtsbilder und verbreiteter Meinungen und Wertungen. Daß diese Zuordnung nicht nur auf Vorurteilen beruht, sondern auch einen realen Hintergrund hat, soll durch einen kurzen Rückblick auf die Entwicklung der beiden Disziplinen gezeigt werden.

Zeitgeschichte ist aber nicht nur eine Forschungsrichtung, sondern wird auch als Kürzel für die jüngste Geschichte und deren Inhalte verwendet. Die folgenden Überlegungen gehen davon aus, daß Zeitgeschichte ein gleitender Zeitabschnitt ist, und zwar jener, den der Großteil der älteren Generation bewußt erlebt hat. Konnte man vor etwa 20 Jahren den Beginn der Zeitgeschichte noch mit 1918 ansetzen, so sind heute etwa die dreißiger Jahre als Untergrenze und in weiteren 20 Jahren die Anfänge der Zweiten Republik als der Anfang der Zeitgeschichte zu bezeichnen. Diese Abgrenzung geht im wesentlichen von der besonderen Aktualität und Quellenlage der Zeitgeschichte aus, mit denen sich der zweite Teil des Beitrages beschäftigt.

* Vortrag gehalten am 15. September 1995 anläßlich des Symposions „Zeitgeschichtliche Heimatforschung. Heiße Heimat Oberösterreich" in Unterach am Attersee.

Ein „schwieriges" Verhältnis

Das (auch heute noch) nicht unproblematische Verhältnis zwischen Heimatforschung und Zeitgeschichte läßt sich schon einige Zeit zurückverfolgen. Heimatforschung ist eine traditionsreiche Forschungssparte, die – eng verbunden mit Gesellschaft und Staat – eine erste Hochblüte bereits im vorigen Jahrhundert erlebte und dann in die gesellschaftlichen und politischen Unruhen unseres Jahrhunderts hineingezogen wurde. Der hohe Stellenwert der Heimatforschung in den autoritären Regimen ab 1934 brachte eine Scheinblüte, der ein lange anhaltender Nachkriegsschock folgte. Dieser Schock bewirkte, daß sich Heimatforschung – soweit sie überhaupt betrieben wurde – wenig weiterentwickelte: Wenn man ein Heimatbuch, eine Chronik oder vergleichbare Literatur der fünfziger und sechziger Jahre mit solcher aus den zwanziger und dreißiger Jahren vergleicht, so sind wenig Unterschiede in Methode und Tendenz zu finden. Schon im vorigen Jahrhundert war es üblich, die jüngste Geschichte entweder in einem Lobpreis des gegenwärtigen Staates und seiner Regierung ausklingen zu lassen oder sie aus den Darstellungen ganz auszublenden. Daran änderte sich auch nach dem Ende der Monarchie nicht viel: Für die konservative Bevölkerungshälfte war 1918 ein Unglück und gleichzeitig ein Anlaß, sich umso mehr der fernen, vergangenen Größe zuzuwenden; die Sozialdemokraten wiederum sahen nicht viel Grund, sich mit dem versunkenen Kaiserreich zu beschäftigen. Somit gab es auch in der Ersten Republik wenig Bedarf für Zeitgeschichte, während gleichzeitig die Heimatforschung eine neuerliche, ideologisch und politisch geförderte Blütezeit erlebte.

Dann kam 1938 – und nach dem Anschluß war auf einmal auch die jüngste Geschichte gefragt, gerade auch auf regionaler, auf örtlicher Ebene. Freilich ging es vorwiegend um Parteigeschichte, um die „Geschichte der Bewegung", und der Wettstreit, die frühesten illegalen Zellen, die tapfersten illegalen Kämpfer im eigenen Ort oder Kreis vorzuweisen, trieb erstaunliche Blüten. Bezeichnend ist die kurze Geschichte des – leider vernichteten – NS-Gauarchives Oberdonau: Es hatte nichts mit dem (für die ältere Geschichte zuständigen) Landesarchiv zu tun, sondern sollte völlig unabhängig die Parteigeschichte in Oberösterreich erforschen und dokumentieren. Die Leitung hatte nicht ein ausgebildeter Historiker, sondern ein engagierter, ehrenamtlich tätiger Amateur. Es wurden Sammelaufrufe veröffentlicht, Interviews gemacht, alle großen Organisationen wie SA, HJ usw. einbezogen, 1940/41 wurden in fast allen Landkreisen propagandistisch aufgezogene Ausstellungen veranstaltet. Aus heutiger Sicht ist festzustellen, daß – trotz des recht begrenzten, ausschließlich politisch definierten Tätigkeitsgebietes – dieses Gauarchiv in unseren Breiten erstmals *zeitgeschichtliche Heimatforschung* betrieb, deren Bekanntheitsgrad und Stellenwert in der Öffentlichkeit aufgrund staatlicher Förderung und Propaganda nicht zu unterschätzen war. Daneben beschäftigten sich vielerorts lokale Forscher mit dem Aufspüren der nationalen und illegalen „Vorgeschichte", also ebenfalls mit Zeitgeschichte. Diese rege Sammlungstätigkeit ist übrigens auch eine der wesentlichsten Ursachen für die heutige Quellenarmut zur Entwicklung des Nationalsozialismus in

Oberösterreich vor 1938, denn bei Kriegsende war es viel zu riskant, mit solchem Material erwischt zu werden, und so wurde praktisch alles vernichtet.

Kein Wunder auch, daß 1945 mit dem Zusammenbruch des NS-Systems auch diese Form der Zeitgeschichte ein abruptes Ende fand. Wer sich damit beschäftigt oder gar profiliert hatte, war nun zum Schweigen verurteilt; viele andere Forscher vermieden es nach dieser Erfahrung, sich an zeitgeschichtlichen Erörterungen die Finger zu verbrennen, und widmeten sich lieber der ferneren, in der Not der Nachkriegszeit besonders verklärt erscheinenden Vergangenheit. In dieser Situation blieb die Zeitgeschichte den relativ wenigen Forschern überlassen, die aus dem Widerstand kamen und nun die zeitgeschichtliche Forschung als Geschichte des Widerstandes gegen die Nazis betrieben, meist auf unzureichender Quellenbasis und oft auch unverkennbar tendenziös. Diese Mängel lieferten breiten Bevölkerungskreisen eine Begründung für die tiefsitzende Abneigung gegen Zeitgeschichte: Es mußte ja der Eindruck entstehen, diese Zeitgeschichte befasse sich vorwiegend mit Phänomenen und Ereignissen, die in Wirklichkeit gar keine oder nur eine sehr periphere Rolle gespielt hatten; sie schildere die jüngste Geschichte nur aus dem Blickwinkel einer kleinen Minderheit, mit einem Wort: sie stelle Geschichte nicht richtig dar. Der tieferliegende Beweggrund für die Ablehnung der Zeitgeschichte war aber zweifellos, daß viele dieser Veröffentlichungen als Anklagen, als Vorwurf, ja als Nestbeschmutzung aufgefaßt wurden und schon deshalb auf offene oder stumme Ablehnung stießen – ein Phänomen, mit dem Zeitgeschichte bis heute konfrontiert ist. Ganz bewußt tendenziös war in der Besatzungszeit die offizielle Zeitgeschichtsforschung: Typisch für diese von der Staatsraison geprägte Sichtweise ist das „Rot-weiß-rot-Buch", das 1946 im Auftrag der Bundesregierung erarbeitet wurde und den heroischen Abwehrkampf der Österreicher gegen den Nationalsozialismus dokumentieren sollte – natürlich im Hinblick auf den Staatsvertrag.

Etwas später – ungefähr zu Beginn der sechziger Jahre – begann sich nach ausländischen Vorbildern an den österreichischen Universitäten die Zeitgeschichte als eigene Disziplin zu etablieren, untrennbar verbunden mit dem Namen Ludwig Jedlicka, der zum ersten prominenten Zeitgeschichtler Österreichs wurde. Hauptgegenstand der Forschungen war damals die Erste Republik. Dies führte dazu, daß Sozialisten und Kommunisten bzw. diesen nahestehende Forscher an der neuen Geschichtsrichtung wesentlich mehr Interesse hatten, denn sie blieben von jenen Abgrenzungsproblemen verschont, die der „schwarzen Reichshälfte" bei der Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit immer wieder Schwierigkeiten bereiteten; Namen wie Seipl, Dollfuß und Starhemberg rufen selbst heute noch zwiespältige Reaktionen hervor. Der gewaltige Aufschwung der Zeitgeschichte als universitäre Disziplin in den siebziger Jahren fällt nicht von ungefähr in die Jahre der sozialistischen Alleinregierung. Diese Jahre und ihre Personalpolitik prägten auch die tiefsitzenden Vorbehalte ÖVP-naher Kreise gegen diese „Modewissenschaft" – Vorbehalte, denen man auch heute noch begegnet. Weitgehend unbemerkt von der öffentlichen Meinung erlebte die Zeitgeschichte in diesen Expansionsjahren aber auch entscheidende inhaltliche Veränderungen. Die Übernahme moderner, meist sozialwis-

senschaftlich geprägter Methoden und Forschungsansätze führte zu einer stärker gesellschaftskritischen Position, in der Parteigrenzen weniger wichtig sind.

Damit hat die Zeitgeschichte eine Entwicklung vorweggenommen, die heute in immer mehr gesellschaftlichen Bereichen spürbar wird. Franz Kössler (ORF) analysierte vor kurzem den gesellschaftlichen Hintergrund des österreichischen Journalismus – einer Berufssparte, die mit Zeitgeschichtsforschern einiges gemeinsam hat – mit folgenden Worten: „Das Abklingen der Ideologien hat zu einer kritischen Öffentlichkeit geführt, deren Umrisse uns noch wenig vertraut sind. Parteien, Sozialpartner, Kirche – sie alle erfahren diesen Wandel der Öffentlichkeit. Althergebrachte Institutionen und Werte werden in Frage gestellt." Vor diesem Hintergrund ist heute auch Zeitgeschichte zu sehen: Ein kritisches – statt gläubiges – Publikum mißt den Wert einer Darstellung immer weniger daran, ob sie mit dem politischen Weltbild zusammenpaßt, sondern die bessere Argumentation, die größere Plausibilität überzeugt; ganz besonders gilt dies für die Jugend. Es wird zwar immer wieder geschehen, daß man aufsehenerregende Aussagen von Zeitgeschichtlern zu diskreditieren versucht, indem man ihnen Parteilichkeit im Sinne von Parteigebundenheit unterstellt: Das ist ein Risiko, mit dem Zeitgeschichtsforschung immer verbunden ist. Aber die Zeiten der Vereinnahmung bzw. der Verteufelung der gesamten Zeitgeschichte durch die eine oder andere politische Partei sind wohl endgültig vorbei.

Auch in der zeitgeschichtlichen Heimatforschung haben in den letzten 20 Jahren tiefgreifende Veränderungen begonnen. Auslöser hiefür war die in den achtziger Jahren besonders von gewerkschaftlicher Seite geförderte Bewegung „Grabe, wo du steht", ein Motto, das eigentlich kaum etwas anderes bezeichnet als Heimatgeschichte, zumal unter „graben" keineswegs archäologische Aktivitäten, sondern das Graben in der Geschichte, in den Erinnerungen zu verstehen ist. Dahinter steckt die Idee, es sei an der Zeit, der sogenannten „Großen Geschichte", der Geschichte der Herrscher und Staaten, eine Geschichte aus der Sicht der kleinen Leute, der Normalverbraucher, also eine „Geschichte von unten" entgegenzustellen. Die klassische Heimatgeschichtsforschung hatte sich bis dahin kaum mit der großen Bevölkerungsgruppe der überwiegend in Städten konzentrierten Arbeiter beschäftigt – auch diese haben eine Heimat! Umgekehrt hatte sich auch das Interesse der Arbeiterschaft für die Heimatgeschichte traditionell sehr in Grenzen gehalten. Im Zuge des neuen Geschichtsbewußtseins suchten nun auch solche Leute ihre Geschichte, deren Väter noch auf ihre „Geschichtslosigkeit" stolz gewesen waren und die sich – nicht zuletzt deshalb – in kaum einer Heimat- oder Ortsgeschichte fanden. Wenn auch viele der in den achtziger Jahren entstandenen Geschichtszirkel und -klubs schon längst wieder verschwunden sind, so hat sich doch daraus eine fruchtbare Forschungsrichtung entwickelt, die man wohl als Zweig der Heimatforschung betrachten kann – natürlich der Zeitgeschichte sehr viel näher stehend als die traditionelle Richtung.

Schließlich ist in diesem kurzen Abriß noch eine logische Entwicklung in der Heimatforschung zu erwähnen, welche die stärkere Berücksichtigung zeitgeschichtlicher Themen geradezu erzwingt, nämlich die jetzt schon große zeitliche Distanz zu

den „heißen" Jahren unseres Jahrhunderts. Wir haben heuer ausgiebig des fünzigsten Jahrestages des Kriegsendes gedacht. Fünfzig Jahre sind eine so lange Zeitspanne, daß kein noch so zeitgeschichtsscheuer Orts- oder Lokalgeschichtsforscher mehr daran vorbeikommt. Der früher gerne – besonders auch in den Schulen – praktizierte Ausweg, entweder die Darstellung mit dem Ende der Monarchie zu schließen oder über die Jahre nach dem Ersten Weltkrieg mit wenigen Bemerkungen hinwegzugehen, allenfalls unter Aufzählung der Opfer des „Februaraufstandes" und des Zweiten Weltkrieges –, dieser Ausweg ist heute nicht mehr praktikabel. Es gehört nicht mehr zum guten Ton, über die Konflikte der dreißiger und vierziger Jahre zu schweigen. Deshalb aber ist man als Heimatforscher jetzt auch mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Zeitgeschichtsforschung konfrontiert, die nun im zweiten Teil dieses Beitrages skizziert werden sollen.

Die spezielle Quellensituation

Es wurde schon eingangs darauf hingewiesen, daß ein wichtiges, vielleicht das entscheidende Charakteristikum der Zeitgeschichte eine ganz besondere, mit keinem anderen Abschnitt der Geschichte vergleichbare Quellenlage ist. Zeitgeschichtliche Forschung setzt voraus, daß man sich dieser Besonderheiten bewußt ist, denn nur dann wird man die jeweils effektivsten Methoden für die Forschungsarbeit wählen können. Einige Spezialprobleme aus der Praxis zeitgeschichtlicher Forschung sollen dies im folgenden verdeutlichen.

Ein Charakteristikum der Zeitgeschichte ist die Menge der zur Verfügung stehenden Quellen. Seit etwa den zwanziger Jahren hat die Produktion von Schriftstücken und Druckwerken aller Art sowohl öffentlicher wie privater Herausgeber ungeheuer zugenommen; Flugzettel, Prospekte, Informationsblätter, Zeitungen, aber auch Ab- und Durchschriften, Mehrabdrucke und Aussendungen begannen sich schon in der Ersten Republik gefährlich zu türmen. Beim Versuch, dieser Papierfluten Herr zu werden, wurden oft neue, vermeintlich bessere Ordnungs- und Ablagesysteme eingeführt – und wieder aufgegeben, sodaß etwa in den Aktenbeständen der OÖ. Landesregierung in den letzten 60 Jahren mehr Aktenschemata einander abwechselten als in 200 Jahren vorher. Eine Folge davon ist, daß Forscherinnen und Forscher sich bei der Recherche für ein zeitgeschichtliches Thema oft großen Quellenbeständen gegenübersehen – Zeitungen, Drucksorten, Akten –, in denen die für das jeweilige Forschungsthema relevanten Stücke fast so schwer zu finden sind wie die berühmte Nadel im Heuhaufen. Und selbst wenn man das „Durchbaggern" der Papierberge auf sich nimmt, ist man noch nicht davor gefeit, wichtige Stücke trotzdem nicht vorzufinden oder sie zu übersehen. Auch die Vielfalt der Quellen nimmt ständig zu: Kamen zum geschriebenen bzw. gedruckten Wort vorerst die Fotos, später Filme, so steht jetzt mit Videos und elektronisch gespeicherten Daten schon die nächste Quellengeneration vor der Tür. Angesichts der Unübersichtlichkeit der Quellensituation ist es mehr als ratsam, sich schon vor Beginn der eigentlichen For-

schungsarbeit über die Quellensituation zu orientieren und Hinweise erfahrener Kollegen einzuholen; schon öfter als einmal sind ambitionierte zeitgeschichtliche Forscherinnen und Forscher in den Quellen „ertrunken".

Aber nicht immer ist die Menge des Quellenmaterials das größte Problem. Verschiedene Faktoren bewirken, daß in den zeitgeschichtlichen Quellen auch große, empfindliche Lücken entstehen. Als erster dieser Faktoren ist die Geringschätzung modernen Schriftgutes zu erwähnen. Es soll schon vorgekommen sein, daß die Reichsgesetzblätter des vorigen Jahrhunderts – also quellenmäßig völlig uninteressante Massendruckwerke – wegen ihrer dekorativen Einbände restauriert und im Chefzimmer aufgestellt wurden, während Vorstandsakten der dreißiger und vierziger Jahre im Keller unter Kohlenhaufen kaputtgingen. Ein trauriges Beispiel sind auch die Amtsakten des früheren Landeshauptmannes Dr. Heinrich Gleißner: Ein beträchtlicher Teil davon wurde nach kurzer Durchsicht durch seine Sekretärin in den sechziger Jahren vernichtet, weil sie nicht mehr gebraucht wurden. Es zeigt sich immer wieder: Wem die Papiermassen über den Kopf wachsen, der denkt nicht mehr darüber nach, ob darunter etwas Aufhebenswertes wäre. Würde es jemand für möglich halten, daß vom Werksarchiv der ehemaligen VÖEST außer technischen Dokumentationen fast nichts übriggeblieben ist? Daß von dem Zeitungsarchiv des immerhin 100 Jahre alt gewordenen „OÖ. Tagblattes" außer ein paar Schachteln Fotos praktisch gar nichts übrig ist?

Hier liegt eine sehr wichtige Aufgabe für Heimatforscherinnen und Heimatforscher. Denn nur vor Ort besteht die Möglichkeit, ein Auge darauf zu haben, was im Ort oder in der Umgebung weggeworfen oder vernichtet wird. Wenn heute ein Betrieb zusperrt oder ein altes Gebäude abgerissen wird, so wissen die zuständigen Leute meist nicht, daß die am Dachboden oder im Keller lagernden, verstaubten Papierpacken noch irgendeinen Wert haben könnten. Zeitgeschichtliche Quellen sehen eben meistens nicht wertvoll aus. Umso wichtiger ist es, daß in solchen Fällen die ansässigen Heimatforscherinnen und Heimatforscher aufklärend und vorbeugend, beratend und notfalls rettend eingreifen, eventuell auch durch Beiziehung der zuständigen Fachleute. Freilich ist es nicht immer leicht zu entscheiden, was aufhebenswert ist und was nicht. Am besten wird wohl jemand Bescheid wissen, der selbst zeitgeschichtlich gearbeitet und aus der Praxis eine Vorstellung von zeitgeschichtlichen Quellen hat – auch das mag ein Anreiz dafür sein, sich in der Heimatforschung verstärkt zeitgeschichtlichen Forschungszielen zuzuwenden.

Ein weiteres, ausgesprochen gefährliches Quellenproblem der Zeitgeschichte ist der rasante Zerfall mancher Papiere. Gerade in den wichtigsten, weil politisch bewegtesten Perioden unseres Jahrhunderts herrschte Papiermangel, es mußte möglichst billig und in entsprechend schlechter Qualität produziert werden. Manche Zeitungen der zwanziger und vierziger Jahre beginnen schon beim Umblättern zu zerfallen; Schriftstücke der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre zerbröseln oft schon bei vorsichtiger Berührung. Der Zyniker mag darin eine wirksame Skartierungsmethode sehen – in Wahrheit aber drohen auf diese Weise unersetzliche Quellen verlorenzugehen. Leider gibt es noch kein erschwingliches Verfahren, diesen Zerstörungsprozeß bei Massenbeständen aufzuhalten. Aber durch geeignete

Lagerungsbedingungen, nämlich möglichst kühle, dunkle und trockene Räume, kann der Zerfall immerhin verlangsamt werden. So ist auch dies wieder ein Punkt, bei dem Heimatforscherinnen und Heimatforschern eine wichtige Beratungsaufgabe zufällt. Sie kommen im Zuge ihrer Recherchen in so manchen Lagerraum, Keller oder Dachboden, in dem potentielles Quellenmaterial vor sich hinmodert. Erfahrungsgemäß sind viele Eigentümer bereit, für ihre Materialien besser zu sorgen, wenn sie über deren Wert und die Gefahren schlechter Lagerung aufgeklärt werden – besonders, wenn sie von einem persönlich bekannten Geschichtsforscher darauf hingewiesen werden.

Bei dieser Gelegenheit sei auch erwähnt, daß die Selbstzerstörung wertvollsten Quellenmaterials auch auf einem ganz anderen Sektor bevorsteht, nämlich bei den Videofilmen. Es ist kein Zufall, daß man im ORF relativ viel historisches Material aus den sechziger Jahren und früher sehen kann, die siebziger und frühen achtziger Jahre dagegen wesentlich schwächer vertreten sind. Das liegt schlicht und einfach daran, daß die früheren Filme, die sogenannten „Zelluloidstreifen", leicht jahrzehntelang halten, während die in den siebziger Jahren beginnenden Magnetbandaufzeichnungen zum Teil schon unbenützbar geworden sind. Wenn man bedenkt, daß heute bei Berichterstattungen praktisch überhaupt nicht mehr im klassischen Sinn gefilmt wird, dann kann man sich ausmalen, wie dramatisch der Quellenausfall in wenigen Jahrzehnten sein wird.

Ein dritter Punkt schließlich, der für die zeitgeschichtliche Quellenlage charakteristisch ist, betrifft die Kommunikationsformen. Der hohe Quellenwert von Briefen für verschiedenste, gerade auch heimatgeschichtliche Fragestellungen ist bekannt. Aber wie steht es damit heute? Wer schreibt heute schon noch Briefe? Seit den dreißiger Jahren ist das Telefon in den Amtsstuben eine Selbstverständlichkeit, seit den fünfziger Jahren auch in den meisten Haushalten. Immer mehr – und darunter auch immer wichtigere – Mitteilungen werden nur mehr telefonisch übermittelt und sind deshalb für spätere Forschungen nicht mehr nachvollziehbar.

Allerdings leitet dieses zuletzt angesprochene Problem auch zu einem der größten Vorzüge zeitgeschichtlichen Forschens über. Denn spätestens wenn alle materiellen Quellen versagen, dann bleibt dem Zeitgeschichtler immer noch eine Möglichkeit, um die ihn alle anderen Historiker beneiden: die Befragung von Augen- und Ohrenzeugen, ja oft sogar der handelnden Personen selbst. Ein ganzer Zweig der Zeitgeschichtsforschung hat seinen Namen von dieser Quellengattung: die sogenannte „Oral history", die „mündliche Geschichte". Die Befragung von Zeitzeugen ist keineswegs nur ein Notnagel; viele Arbeiten der letzten Jahre zeigen eindrucksvoll, daß bei entsprechenden Fragestellungen mündliche Quellen, Erzählungen weit mehr als schriftliche Aufzeichnungen aussagen können – nicht umsonst hat die Mundart auch in der traditionellen Heimatforschung einen hohen Stellenwert. Schließlich aber hat das Gespräch den unbezahlbaren Vorteil, daß es die Chance zum Fragen gibt, zum Nachhaken, zum Lenken und Fördern der Erinnerung. Natürlich gilt hier auch besonders, sich der möglichen Schwachstellen dieser Methode bewußt zu sein: Nicht alles, was jemand erzählt, darf ungeprüft als Geschichtsquelle verwendet werden.

Trotz aller Bücher, Fotos und Filme hat wahrscheinlich jeder schon einmal bedauert, den Großeltern nicht *mehr* zugehört oder sie nicht *mehr* gefragt zu haben. Das ist insofern eine wichtige Feststellung, als sie zeigt, daß gerade im persönlichen Bereich, in der engeren Umgebung, eben in der „Heimat" die mündliche Überlieferung als Quelle geradezu unersetzlich ist. Und gerade die Heimatforscherinnen und Heimatforscher haben besonders gute Chancen, diese Quellen zum Sprechen zu bringen: Sie wissen, wer „etwas weiß", sie können oft besser als irgendein Fremder auf den Interviewpartner eingehen, sie können leichter als von weither anreisende Historiker einen günstigen Zeitpunkt für das Interview wählen und die Befragung ohne Zeitdruck durchführen. Darum ist an die Heimatforscherinnen und Heimatforscher zu appellieren, sie mögen so weit wie möglich ihren Heimvorteil nützen, ihre physische und geistige Nähe zur lokalen Zeitgeschichte, damit dieser vergängliche Quellenschatz nicht ganz verlorengeht.

Zeitgeschichte als Konfliktfeld

Nun bleibt noch ein ganz wesentlicher Komplex anzusprechen, nämlich die Brisanz zeitgeschichtlicher Forschung. Was macht Zeitgeschichte so „heiß" – und wie kann man als Forscher mit diesem Problem umgehen?

Am Anfang dieses Beitrages wurde Zeitgeschichte als jener Vergangenheitsabschnitt definiert, den ein Großteil der älteren Generation bewußt erlebt hat. Und genau darin liegen auch die größten Probleme zeitgeschichtlicher Forschung begründet. Beim Lesen etwa eines Buches über Alexander den Großen oder Stephan Fadinger ist man vorerst einmal darauf angewiesen zu glauben, was der Autor erzählt, kann allenfalls weitere Literatur zu Rate ziehen, Argumente abwägen und sich daraus dann ein eigenes Bild zusammensetzen. Leserinnen und Leser einer zeitgeschichtlichen Darstellung dagegen haben eine ganz andere Ausgangsposition: Sie kennen die Zeit, um die es geht (aus eigenem Erleben oder unmittelbaren Erzählungen) und sehen sie aus ihrem höchstpersönlichen, durch Familie, Ausbildung, Erfahrung und Gruppeninteressen geprägten Blickwinkel; sie haben in der Regel schon eine bestimmte Meinung über vorkommende prominente Personen und Ereignisse, ja sie finden vielleicht sogar ihr eigenes Erleben in der Darstellung wieder. Das heißt, sie vergleichen von Anfang an mit ihren eigenen Erfahrungen und beziehen dadurch automatisch Stellung für oder gegen die Aussagen des Autors – mit einem Wort: sie sind – in irgendeiner Weise – *betroffen*. Nun mag dies nur in sehr allgemeiner Weise auf ein Buch über die Vorgänge in Hitlers Reichskanzlei oder im israelischen Sechstagekrieg zutreffen; viel konkreter wird die Betroffenheit aber bei Themen der österreichischen Zeitgeschichte oder gar der engeren Heimat. Das gilt freilich nicht nur für geographische Nähe: Eine Biographie Landeshauptmann Hausers zu lesen, ist ganz interessant; die Biographie Heinrich Gleißners dagegen berührt einen wesentlich mehr, und die Lebensgeschichte eines guten Bekannten oder gar Verwandten schließlich betrifft die ganz persönliche Sphäre des Lesers und erzwingt praktisch

die Stellungnahme für oder wider – und schon beginnt die Diskussion, denn der Nachbar hat das ganz anders erlebt. Diese Überlegung macht klar, daß zeitgeschichtliche Heimatforschung unvermeidlich ein besonders brisanter Forschungsbereich ist.

Ein anderes Beispiel ist der authentische Fall eines Heimatforschers, der im Auftrag der Gemeinde eine Ortsgeschichte verfaßte; das Manuskript war weitgehend fertig, als ruchbar wurde, daß in dem Buch erwähnt werden sollte, unter den Ehrenbürgern der Gemeinde scheine auch ein gewisser Adolf Hitler auf. Der Gemeinderat befaßte sich mit dem Problem, und der Bürgermeister stellte schließlich den Autor vor die Alternative, diese Passage zu streichen oder auf die Veröffentlichung des Buches ganz zu verzichten. Unabhängig von ihrem Ausgang zeigt diese Episode sehr deutlich, wie komplex das Geflecht von Interessen und Betroffenheit ist, das durch zeitgeschichtliche Forschungen berührt wird: Der Bürgermeister als Person war in keiner Weise betroffen, er identifizierte sich aber mit den (vermeintlichen) Interessen der Gemeinde so stark, daß es zu einer schwerwiegenden Konfrontation mit dem Autor kam. Offensichtlich rufen nicht nur personenbezogene Aussagen Betroffenheit hervor; das Konfliktpotential ist wesentlich größer, umfaßt den gesamten Lebens- und Erfahrungsbereich eines Menschen. Man denke nur daran, welche Emotionen der Fall Jägerstätter immer noch auslöst, weil sich Tausende ehemalige Soldaten betroffen, zu Unrecht angegriffen fühlen. Deshalb ist zeitgeschichtliche Heimatforschung mit Sicherheit immer ein konfliktträchtiges Gebiet.

Es war vorhin schon von der persönlichen Sphäre die Rede: Je mehr diese berührt wird, umso „heißer" wird die Zeitgeschichte. Die Meinungen, wo hier die moralische Grenze zu ziehen sei, gehen oft weit auseinander. Es gibt allerdings eine – gewissermaßen absolute – Grenze, die der zeitgeschichtlichen Forschung vom Gesetzgeber gezogen wurde: den Persönlichkeits- bzw. Datenschutz. Geschützt vor der Veröffentlichung sind – ganz grob gesagt – alle persönlichen Daten lebender Personen, die sich nicht auf eine öffentliche Tätigkeit beziehen oder im Zusammenhang mit dieser veröffentlicht wurden. Im engen Zusammenhang mit diesem Schutz steht eine weitere, bei manchen zeitgeschichtlichen Forschungen schmerzhafte Grenze, nämlich die automatische Sperre von Archivalien innerhalb einer bestimmten Schutzfrist – in Österreich meist fünfzig Jahre. Damit sind aber die legistischen, gewissermaßen „objektiven" Grenzen der Zeitgeschichtsforschung schon erschöpft. Ein Fall wie der des Ehrenbürgers Hitler ist mit keiner gesetzlichen Bestimmung zu entscheiden, ebensowenig der Protest eines ehemaligen Ortsbauernführers oder eines pleite gegangenen Unternehmers gegen seine Erwähnung – um zwei hypothetische Fälle anzuführen.

Hier stellt sich eine – nie endgültig zu beantwortende – Kardinalfrage: Was kann und was darf zeitgeschichtliche (Heimat-)Forschung? Man kann wohl von der – hoffentlich doch allgemein anerkannten – Tatsache ausgehen, daß das Ziel jeder Erforschung von Geschichte die bestmögliche Annäherung an die Wahrheit ist und daß jede Darstellung von Geschichte – in welcher Form immer – mit dem Anspruch auftreten darf und muß, Wahrheit zu vermitteln. Andererseits aber gibt es sowohl

gesetzliche als auch gesellschaftlich-moralische, zeitabhängige Grenzen der Zeitgeschichte, die die Forschungsergebnisse bzw. deren Veröffentlichung ganz wesentlich beeinflussen. Ist also Zeitgeschichte notwendigerweise unvollständig? Verlangt Zeitgeschichte Kompromisse? Ist es angebracht, zeitgeschichtliche Darstellung um der Akzeptanz willen zu „entschärfen", oder verbietet das die fachliche Ehrlichkeit, der Wahrheitsanspruch? Soviel man auch darüber diskutieren kann und soll – beantworten muß diese Frage jeder Forscher für sich selbst.